



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

W., R.: Von der deutschen Volksseele

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Von der deutschen Volksseele



em deutschen Historiker, der nach dem unverfälschten Herzen des deutschen Volkes tastend die in Frage kommenden Äußerungen deutschen Lebens prüft, steht das negative Erkenntnismittel der Auscheidung von fremdem und das positive des Wiedererkennens des innersten eignen Lebens zu Gebote. Dort giebt das Objekt, hier das Subjekt den Ausschlag. Auch ist jene Trennung rein eine Aufgabe des Verstandes. Die Forschung lehrt uns, daß sich die heutige Volksstille nach ihren Hauptbestandteilen in vier Elemente zerlegen läßt: germanische und christliche Züge stehen als ältere und wichtigere neben jüngern, die entweder ausschließlich deutsch sind oder aus der Fremde stammen. Seit den Tagen der germanischen Urzeit feiert das deutsche Volk mit unausrottbarer Freude seine alten heidnischen Naturfeste, ursprünglich Dank-, Sühn- und Bittfeiern, die aus dem Verkehr mit der Natur jedes Jahr neu geboren werden und namentlich an den Wendepunkten der Jahreszeiten und der Landarbeit von Bedeutung sind. Im Rahmen der Kirche bildeten sich die Gedächtnisfeiern der über das Kirchenjahr verteilten Ereignisse der heiligen Geschichte zu großen Festtagen religiösen und historischen Charakters aus. Diese beiden Reihen von Festen haben sich auf das engste verschmolzen und durchdrungen, meist so, daß ein großer Tag der einen Reihe mit einem großen der andern zusammengewachsen ist. Das katholische Fronleichnamsfest und die gemeindeutsche Kirchweih, rheinisch Kilbe, thüringisch Kirnse, österreichisch Kirta, sind die Höhepunkte dieses doppelten Festringes, das große Bitt- und das große Dankfest des deutschen Landvolks. Zu Weihnachten beschert hier der christliche Nikolaus und dort der heidnische Ruprecht, beide für unser Volksempfinden völlig in eins verschmolzen, und neben dem verhältnismäßig jungen Christbaum, „der mit Rosen, Äpfeln, Zischgold geschmückt zuerst 1604 in Straßburg nachweisbar ist,“ erscheint nun auch die vom Ausland hereingebrachte Weihnachtskrippe immer häufiger.

Was trotz des teilweise fremden Stoffes all diesen Dingen immer wieder ein durchaus heimisches Gepräge giebt, das ist die Art und Auffassung des Feierns. Sie ist im wesentlichen dasselbe einigende und durchtränkende Sngrediens, das Elard Hugo Meyer, der Verfasser einer vor kurzem er-

schienenen vortrefflichen Deutschen Volkskunde,*) unser Geleitsmann bei diesen Bemerkungen, auch für das deutsche Märchen als eigentümlich deutsch in Anspruch nimmt, das Gepräge humoristisch-inniger Gemütlichkeit, das es auch internationalen Stoffen auf unserm Boden aufgedrückt hat. Ähnliches unterscheidet die deutsche Ballade von der anderer Nationen. „Die epische Ruhe des serbischen Balladenstils, die Würde des spanischen, die Leidenschaft des italienischen und die Anmut des französischen erreicht der deutsche nicht. Aber seine Sprunghaftigkeit steigert sein dramatisches Leben, und tiefes Naturgefühl und innige, wenn auch derben Ausdruck nicht scheuende Liebe durchdringen das Ganze. Dazu bemerkt man oft den Gang zu süßer Spielerei mit phantastischen Bildern, zu einem ähnlich grübelnden »Traumwerk,« mit dem uns die gewaltigen Radierungen Dürers, wie seine Melancholie, so zauberhaft umspinnen.“

Was die beiden letzten dieser Sätze schön sagen, kann man in einem bezeichnenden Worte für die innerste Lebensauffassung des deutschen Volkes zusammenfassen: es lebt und empfindet, glaubt und denkt — alles noch eins — im Symbol. Fest mit der Wirklichkeit verwachsene Symbole sind die uns phantastisch erscheinenden Bilder, Liebe ist die Trägerin der ganzen symbolischen Naturauffassung, und aus der symbolischen Art des Lebens und Denkens erklärt sich auch die Sprunghaftigkeit oder besser Augenblickhaftigkeit und Zeitlosigkeit der poetischen Handlung (wie in der Sage, während das Märchen schon einem spätern, epischen Denken entspricht) und vollends jene andre Sprunghaftigkeit, die, nach der modernen Auffassung, in der gewaltfam raschen Überbrückung der Kluft zwischen dem Naturbild und dem menschlichen Ereignis liegt.

Diesem Symbol, dessen einheimischer Charakter nur mit dem Gefühl wiederzuerkennen ist, wollen wir zunächst noch etwas nachgehen, doch uns vorher über zwei dazu gehörende Punkte mit Meyer auseinandersetzen. Bei der Besprechung von zwei uralten gemeingermanischen Rätseln, dem bekannten vom Vogel federlos usw. und der in schwäbischer Mundart mitgeteilten Charakteristik der Kuh

Viere ganget und viere hanget,
Drei spizige, zwei glizige,
Und einer laicht (jagt) Fliegen

sagt Meyer: „Wie schon diese paar alten Beispiele zeigen, hat das Rätsel den innersten Trieb, das Unpersönliche zu personifizieren, das Gewöhnliche zu verschönen, das Sinnliche zu vergeistigen. Seltner kommt es umgekehrt zu einer Verfinnlichung des Geistigen und Abstrakten, wie etwa des »Gedankens« und etwa noch »Gottes« und des »Jahres.«“ Schon die von ihm gebrauchte Be-

*) Strassburg, Karl E. Trübner, 1898. Der Verfasser ist Professor an der Universität Freiburg i. B.

zeichnung der angeblichen Gegensätze, Personifizierung des Unpersönlichen und Versinnlichung des Geistigen, zeigt, wie wenig hier von einem umgekehrten Verhältnis die Rede sein kann. Die symbolische, metaphorische oder, wie man es auch genannt hat, anthropozentrische Auffassung der Außenwelt ist sinnlichen und geistigen Dingen gegenüber eine und dieselbe Art, sich ihrer zu bemächtigen. Eine Trennung zwischen Sinnlichem und Geistigem wird noch gar nicht gemacht; für das Jahr, die Sonnenstrahlen, den Ruchschwanz giebt es nur eine Art der Betrachtung, und daß auf der naiven Stufe des geistigen Volkslebens mehr Konkreta als Abstrakta, von unserm modernen Gesichtspunkt aus gesehen, von sich reden machen, ist von vornherein klar.

Auch der andre Punkt betrifft eine Unterscheidung Meyers, die wir nicht für förderlich für das Verständnis der fraglichen Erscheinungen halten. In der Einleitung zu seinem Hauptkapitel „Sitte und Brauch“ sagt er: „Unser Volk behauptet energisch nicht eine bloße Analogie von Naturvorgang und Lebensgang des Menschen, sondern glaubt fest an einen wirklichen, wenn auch noch so wunderbaren Zusammenhang beider, was wir gewöhnlich Aberglauben nennen. Was in der Volkspoesie nur Gleichnis, wird in der Sitte Ereignis.“ Dort nur Gleichnis, hier Ereignis: diese Worte lassen der Volkspoesie nur ein formal-ästhetisches Recht auf das, was die Volksitte in jedem Sinne, namentlich auch im ethischen, ihr eigen nennt. Daß Meyer recht hat, jener Analogie zwischen Natur- und Menschenleben für die Sitte den Wert eines Ereignisses zuzusprechen, darüber kann kein Zweifel sein, die Beispiele werden es zeigen; aber wir nehmen denselben Wert für das Denken des Volkes, wie es sich im Gedicht ausspricht, in Anspruch. In dem Symbol ruht die Kunst des Volkes, d. h. sein erhöhtes Leben webt im Symbol; ob sich dieses Leben, Empfinden und Denken in der Sprache vollzieht oder in einer Handlung der Sitte, macht für das Verhältnis des Symbols zur bloßen Wirklichkeit keinen Unterschied aus. Oder will Meyer „Ereignis“ in seinem Sinne nur im äußerlichen Sinne verstanden haben? Das machen aber die bei ihm vorhergehenden Worte wie auch das Anklingen der Faustverse unwahrscheinlich.

Wenn die Hebamme in katholischen Gegenden geweihtes Salz und Weihwasser in das erste Bad des Kindes thut, wohl auch einen Rosenkranz oder ein Geldstück, um das Kind fromm und sparsam zu machen, so ist das natürlich nicht bloß eine gleichnisartige Handlung, sondern als wirkend, wirklich gedacht. Darauf beruht auch ein gutes Stück der Volksheilkunde. „Hat ein kleines Mädchen heftige Gichter, so zieht in der Pfalz der Pate rasch sein Hemde aus und wickelt es hinein, dann wird es gesund oder stirbt rasch, und so machts die Patin mit dem Knaben.“ Stark riechende Kräuter und geweihtes Salz legt die Braut in den Schuh, um die bösen Geister fernzuhalten, Körner, Erbsen, einige Fäden Flachs und einige Pfennige, um fruchtbar und reich zu werden. Unmittelbar aus der Wirklichkeit hervorgegangen ist eine sym-

bolische Handlung wie die, wodurch die junge Siebenbürgerin noch heute vor Gott und der Welt kundgibt, daß sie einem Burschen angehören will: sie verspricht, ihm Hafer führen zu helfen, und sitzt dann am Erntemorgen hinten in seinem langen Erntewagen auf dem glatten Wiesenbaum. Eine psychologische Quelle hat der symbolische Brauch, vor der Geburt eines Kindes alle Schlösser im Hause an Türen und Kisten zu öffnen, um das Aufschließen des Leibes zu erleichtern. Ähnlich bedeutet die Sitte, auf das Brot drei Kreuze zu ritzen, ehe man es anschneidet, die Auslösung einer wenn auch kleinen Gemütsspannung. Das Symbol ist nicht nur ein schöner Schein, sondern drückt etwas tatsächliches im Gefühlsleben aus.

Freilich ist der geschichtliche Verlauf der Dinge so gewesen, wie schon einige der mitgeteilten Beispiele andeuten, daß die völlig wirklich gemeinte Handlung oder Aussprache durch die symbolische Auffassung hindurch mit der zunehmenden Rationalisierung des Volkslebens und -denkens zu einem von dem Kulturmenschen oft bloß noch ästhetisch empfundenen Gleichnis herabgesunken ist. Also das „interesselos“ ästhetische ist nur noch ein Rest des bedeutungsvollen symbolisch-schönen; nur Gesamtteilnahme, Einfühlung gewährt das erhöhte Lebensgefühl, dessen Äußerung die Kunst ist.

Die Herdenglocken werden heute an der württembergisch-badischen Grenze und wohl auch noch anderwärts in Deutschland darnach ausgesucht, daß jede Herde ein schön klingendes Geläut bekomme. „Aber die Glocken der Herden waren einst nicht zur musikalischen Unterhaltung, auch nicht so sehr dazu bestimmt, daß man ein verlaufnes Stück leichter auffinden könne, sondern sie dienten ursprünglich, wie ja auch die Kirchenglocken, zur Abwehr allerlei Unheils.“ Das Freuden-schießen auf dem Tauf- und Hochzeitswege und zu Neujahr will eigentlich böse Geister vertreiben wie die Oster-, Mai-, Johannis-, Michaelis- und Martinifeyer eigentlich Reinigungsfeuer sind; ist der neuere Sinn des Freudenfeuers bei ihnen irgendwo im Volke vollständig durchgedrungen? Und genau so ist es mit der Natursymbolik des Volkslieds gegangen. Noch heute empfinden wir es mit, wie die Wehmut über den Verlust des Geliebten im Herzen des Mädchens beim Niedersinken des Korns aufsteigt, wenn das schöne Lied erklingt: Ich hört ein Sichlein rauschen. Und schon lange ist andererseits der natursymbolische Rehrreim so vieler Volkslieder zu einem mit dem Haupttext nicht mehr zusammenhängenden Zierat herabgesunken.

Einen prächtigen Schutz gegen zu große Innerlichkeit hat die deutsche Volksseele in der frischen Realistik ihrer Auffassungsgabe; hell und tief zugleich ist das Auge unsers Volkes. Nichts aber zeigt den frischen Sinn für das Charakteristische mehr als das deutsche Volksrätsel. Wer hier einmal Auge und Herz hell baden will, dem sei die vortreffliche Sammlung Mecklenburgischer Rätsel von Wossidlo wiederholt*) empfohlen; sie hat auch für Meyer das beste

*) Vgl. Grenzboten 1897 II 56.

auf diesem Gebiete geliefert. Mit Recht rühmt er dem niederdeutschen Rätsel namentlich nach, wie scharf es das Stilleben der Tiere beobachte, z. B. der sich plufternden und bei ihrer Toilette vom Schwein gestörten Ente, freilich auch die unendlichen Züge menschlichen Thuns bis zu dem alles verzehrenden Würfelspiel hin. Ein reizendes Beispiel für die Verquickung realistischer und humoristischer Auffassung in den Formen symbolischer Personifizierung ist die mecklenburgische Scherzrede zwischen dem sich schlängelnden Bach und der abgemähnten Wiese: „Du Kringelkrummüm, wo wistu henüm?“ „Du Rahlekopp-schoren, wat fröchst du dorna?“ Ähnlich paaren sich Allerweltsfröhlichkeit und muntere Verbheit mit zarter Poesie im Schlummerlied der südlichen Schwarzwälderin; in ihrer Stube hängt ein geschnitzter Engel an der Wand, an dem vorbei sieht sie über die Wiege ihres Kindes hinweg durch ihr Fenster Rheinfelden und Basel in duftiger Ferne liegen:

Ritte ritte solle,
In Basel stoht n Chohle (ein Nappe),
In Rhifelbe stoht ne golde Hus,
's schaue dri Jungfere drus.
Es hangt ne Engele an der Wand,
's hat ne Äpfle in der Hand.
Es kommt ne Mus und pickt ihm drus,
Es kommt ne Ruc und luegt ihm zue usw.

Und wer wüßte nicht, welchen lebhaften Ausdruck die nüchtern-witzige Lebensphilosophie unsers Volks in seinen Sprichwörtern findet?

Der liebevoll-demütigen symbolischen Mitempfindung und dem die Dinge frisch packenden und beherrschenden Witz darf man noch einen sozial-ethischen Charakterzug unsers Volksgemüts hinzufügen: das Bedürfnis freundschaftlichen Zusammenlebens, aus der Wurzel gemeinsamer Arbeit erwachsen. Die älteste Form davon ist wohl die der Sippe, des Verwandtenkreises des Dorfes, das durch eine große Zahl von Dorfnamen als ursprüngliche Geschlechtsniederlassung vielfach erwiesen ist. Die gemeinsame Feldarbeit, namentlich Mahd und Ernte, der gemeinsame Betrieb der Weide und was alles damit zusammenhängt, müssen die freundschaftliche Seite dieses Bandes immer neu gestärkt haben. Ein drittes Bindeglied dieser Art ist die Nachbarschaft, in Sitte und Brauch noch von Schleswig bis zu den Alpen eigentümlich wirksam (das bayrische Haberfeldtreiben gehört hierher), in der engeren Form des Gilden- oder des Betterschaftswesens namentlich im Nordwesten gepflegt, oft heidnisches mit christlichem mengend. Was im Sommer die Feldarbeit förderte, das hegte und hegt im Winter die Spinnstube. „Spinnen und Weben besorgten die Weiber seit uralter Zeit wegen der Unterhaltung, der billigern Erwärmung und Beleuchtung gern in Gesellschaften, in ihren Dungen, in besondern Weibergemächern.“ Und so haben sie durch die Jahrhunderte erst mit der Spindel,

dann mit dem Nade weiter gesponnen. Die jüngste aber dieser Freundschaftsformen, die namentlich im Südwesten stark entwickelt ist, haben wir in der christlichen Patenschaft zu erblicken. Gevatter bedeutet Mitvater, schon dieser Name sagt genug über die Enge des Bandes, noch höher weist „das süd- und teilweise mitteldeutsche Götte, Göttil masc. und Gotte, Gote, Gode, Getel fem., eine kurze Roseform für Gottvater und Gottmutter, d. h. Vater und Mutter vor Gott, wie das englische godfather und godmother. Die Kirche bestellte dem Christenkinde in dem Taufzeugen einen pater spiritualis. Aber mit ihrer Einrichtung vereinigte sich nun aufs schönste uralte germanische Sippschaftsübung. Die Paten wurden in der Regel aus der nächsten Verwandtschaft gewählt.“ Die Darstellung der Geschichte des Patenwesens und die Schilderung seiner jetzigen Ausdehnung im Bauernleben ist eins der schönsten Stücke in Meyers Buch; der ernste Schluß kann das zeigen. „In Schwaben wird beim Sterben eines Kindes der Pate oder die Patin gerufen, daß es leichter scheide. Zu gleichem Zwecke drückt der nordfriesische Gevatter seinem Patenkinde die Badarjiv, die Gevattergabe in die Hand, einen kleinen Apfel, in den eine Silbermünze hineingesteckt ist. Den Göttebrief, die vom Paten ausgestellte, mit gereimtem Mahnspruch und auch wohl mit Bildern versehene Taufurkunde, legt man wohl in seinen Sarg. Den hebt die Patin aufs Haupt, betrübt, wie wenn das eigne Kind drin läge, und trägt ihn oft stundenweit vom armen Gebirgsdorf ins Thal zum Friedhof, wo schon der Pate wartet und ihn vergräbt. Die Patin verziert das Kreuz auf dem Grabe oder hängt die Blumen, mit denen sie den Sarg bekränzt hat, in der Kapelle auf und schaut noch Jahre hernach zu den welken Erinnerungen ihres Patenglücks hinüber.“

Wer sich durch diese Zeilen Lust machen ließe, Meyers Buch selbst in die Hand zu nehmen, würde es nicht bereuen. Es ist natürlich wissenschaftlich zuverlässig gearbeitet, außerdem aber ungewöhnlich fließend geschrieben und, was uns am meisten wiegt, von einer ganz prächtigen Auffassung der Dinge belebt. Wie oft muß man sonst bei Arbeiten aus diesem Gebiete den schönen Stoff bedauern, der in die unrichten Hände gekommen ist. Hier ist er in den richtigen. Als ein deutliches Beispiel für die bewußt geschmackvolle, im besten Sinne feine Behandlung des Stoffes ist uns die Verwendung und die Art der Wiedergabe der Mundart erschienen. Allen Zitaten ist durch sie ihr heimischer Duft, ihr Erdgeruch gewahrt; im zusammenhängenden Texte tritt sie leise anklingend nur ganz vereinzelt auf, wo es besondre Reinheit und Innigkeit und Kraft gilt, etwa mit einem „Herze“ oder in dem Sage: „Noch baden wohl am Bodensee Mädele am ersten Mai im nassen Klee um der Kraft und Schönheit willen.“ Das Buch enthält auch eine Menge Fragen und benutzt sie, den Leser zum Mitleben zu zwingen, der Verfasser nennt es selbst im Vorwort einen in die erzählende Form gegossenen Fragebogen. Sein Inhalt erfüllt zwar insofern nicht seinen Titel, als unter Volk fast ausschließlich das

Landvolk verstanden ist, dieses ist aber eben so getreu in seinem äußern wie in seinem seelischen Leben dargestellt: Dorf und Flur, das Haus, Körperbeschaffenheit und Tracht, Sitte und Brauch (die Hälfte des ganzen Buches), die Volkssprache und die Mundarten, die Volksdichtung, Sage und Märchen heißen die Kapitelüberschriften. Daß hier nur von der Innenseite unsers Volkslebens ein wenig die Rede gewesen ist, damit muß sich der Verfasser um so eher einverstanden erklären, als auch er sein umfassendes Buch so schließt:

Nach dem letzten Grimmschen Märchen fand ein armer Junge im Schnee einen kleinen goldnen Schlüssel und grub auch bald das dazu gehörige eiserne Kästchen aus der Erde. Er fand auch endlich ein ganz kleines Schlüsselloch, daß man es kaum sehen konnte. Er probirte, und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

Möge uns die Volkskunde mit der völligen Aufschließung des Herzens unsers Volkes nicht allzulange warten lassen!

R. W.



Die Bibel

(Schluß)



Die didaktischen Bücher enthalten dreierlei. Erstens zwei Spruchsammlungen; die umfangreichsten, schönsten und praktisch wertvollsten der Weltliteratur. Die ältere von ihnen trägt nicht mit Unrecht den Namen Salomos, da ihr Kern zweifellos auf diesen gekrönten Lebensphilosophen zurückgeht. Zweitens die Blüte der hebräischen Lyrik. Die weltliche ist durch das Hohe

Lied vertreten, dessen Aufnahme in den Kanon der bräutlichen Liebe die Weihe einer heiligen, in der göttlichen Ordnung begründeten Empfindung verleiht. Die über jeden Preis erhabne liturgische Lyrik der Psalmen ist der Christenheit nur zu einem kleinen Teile durch einige Kirchenlieder zugänglich gemacht worden. Die deutschen Prosaübersetzungen lassen natürlich die poetische Kraft des Originals nur sehr unvollkommen zur Wirkung kommen, und die Vulgataübersetzung ist vielfach sinnlos ausgefallen, weil die ältern Übersetzer des Hebräischen nicht hinreichend mächtig waren, aber auch nicht wagten, die unverstandnen Stellen wegzulassen oder das mangelnde Verständnis durch Vermutungen zu ersetzen. Es soll gute poetische Bearbeitungen des ganzen Psalmenbuches geben; jedenfalls ist keines davon Gemeingut der deutschen Christenheit, auch nur des evangelischen Teils geworden; ich kenne nur gute Bearbeitungen einzelner Psalmen aus einem alten Gebetbuche, von dem ich